

Gabi Glaeser



DER **KOPF**VERBAND

Diagnose: Gehirntumor

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Gabi Glaeser

DER KOPFVERBAND

Diagnose: Gehirntumor



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Baskerville 11°
Herstellung: ef/bf
ISBN 978-3-86455-877-1 PDF

Danke kleiner Tiger

27.02.2013

An diesem Morgen wusste ich noch nicht, dass sich an diesem eigentlich so normal beginnenden Mittwoch mein Leben verändern würde. Warum? Es wurde mir unter den Füßen weggezogen, als mir »mein« Neurologe Dr. Buti am Nachmittag sagte, dass ich ein Meningeom am linken Keilbeinflügel habe. Das war doch nicht möglich. Ein Tumor in meinem Kopf? Ich doch nicht. Nein!!

Zur Vorgeschichte: Ich hatte also einen Termin bei Dr. Buti, bei dem ich schon jahrelang in Behandlung war. Vor ein paar Jahren hatte ich am ganzen Körper ein Nervenkrabbeln. Überall, unter der Schädeldecke, Arme, Hände, Beine, Füße, sogar die Zunge, die Wangen und die Lippen. Damit verbunden war ein unangenehmes Schweregefühl in den Beinen. Ich hatte das Gefühl, dass ich kaum von der Stelle kam. Ach ja, und da war auch noch der Schwindel, der mich sehr verunsicherte und mir Angst machte. Damals musste ich alle möglichen Untersuchungen neurologischer Art über mich ergehen lassen. Aber ich war gesund. Es wurde nichts festgestellt. Natürlich war ich darüber sehr froh, die Symptome hatte ich aber trotzdem und es dauerte einige Monate, bis es besser wurde. Meine Freundin Marie hielt mich eh für einen Hypochonder, was ich vielleicht auch eine Zeit lang war.

Nun, ein paar Jahre später, hatte ich wieder dieses Nervenkrabbeln. Ich machte mir keine Gedanken darüber, dass es etwas Schlimmes sein könnte. Ich wollte den Arzt nur fragen, ob er eine gute Idee habe, was dagegen zu tun sei.

Dr. Buti hatte selber vorgeschlagen, ein EEG (Elektroenzephalografie) und ein CT (Computertomografie) zu machen. Gesagt, getan. Das EEG war ohne Befund. Dann musste ich mich in den Raum begeben, wo das CT gemacht wurde. Ich hatte mir gar nichts dabei gedacht, als die Untersuchung nochmals mit einem Kontrastmittel gemacht wurde. Ich war sogar etwas sauer und dachte: »Muss das unbedingt sein?« Ich musste nach der Untersuchung im Warte-

raum Platz nehmen und kurz darauf wurde ich in den CT-Raum gerufen. Gar nicht in das Sprechzimmer, nein, der Neurologe sagte »es« mir in dem CT-Raum. »Es sieht so aus, als hätten Sie ein Meningeom am linken Keilbeinflügel. Machen Sie sich keine Sorgen, das ist ein gutartiger Tumor.« Da war er. Der Schlag ins Gesicht. Das für mich Unfassbare. Sonst bekommen doch immer die anderen eine schlimme Diagnose. Ich konnte gar nichts sagen. Mir schwirrten so viele Gedanken durch den Kopf, aber keine klaren. Ich musste dann an meine Mutter denken, bei der vor drei Jahren ein Meningeom hinter der linken Stirnhälfte festgestellt wurde. Dann an meine Oma väterlicherseits, die vor 30 Jahren einen gutartigen Tumor im Kopf hatte. Und nun ich. Ob das bei uns in der Familie lag? Der Arzt erzählte weiter. Ich bekam gar nicht mehr alles mit. Ich dachte aber, dass er mir diesen Befund sehr gut rüberbringt. Wenn es eine Bewertungsskala geben würde, wie Ärzte ihren Patienten eine schlimme Diagnose vermitteln, dann hatte Dr. Buti auf einer Skala von 1 bis 10 eine 8,0 erreicht. Nicht so schlecht also. Zum Schluss weiß ich noch, dass er sagte: »Ich würde an Ihrer Stelle im Moment gar nichts tun. So ein Meningeom wächst, wenn überhaupt, sehr langsam. Ich würde es in ein paar Monaten kontrollieren lassen. Ich besorge Ihnen noch einen Termin für ein MRT. Das sagt noch mehr aus. Und danach kommen Sie wieder vorbei.« Ich nickte und es war dann Zeit zu gehen. Es war für den Moment alles gesagt. Nach mehreren Telefonaten, die er führte, hatte ich einen Termin zum MRT (Magnetresonanztomographie) für den nächsten Tag.

Als ich aus der Praxis kam, war es draußen schon dunkel. Es war kurz nach 18 Uhr. Ich fühlte mich sehr allein. Ich wusste, zu Hause war keiner. Mein Sohn Lennart war im Umzugsstress, da er Anfang März mit seiner Freundin zusammenziehen wollte. Und ich war allein, das heißt ohne Partner.

Ich ging durch die Innenstadt und fühlte mich gefangen in einer Dunstwolke, wie in einem Nebelland. Etwas in mir hatte die Idee, bis zu meinem Vater zu gehen und zu schauen, ob in seinem Büro

noch Licht ist. Mein Vater hat in der Innenstadt ein Geschäft für Briefmarken und Münzen. Es brannte noch Licht. Das bedeutete, dass er noch da war. Ich klingelte, er machte auf und ich ging hoch in sein Büro. Auf der Treppe kamen mir schon die Tränen. Er öffnete die Tür und ich fiel ihm weinend in die Arme mit den Worten: »Ich habe auch einen Tumor im Kopf.« Ich schluchzte und weinte, wie ein Kind, voller Verzweiflung, der ganze Körper weinte mit. Mein Vater hat mich einfach nur gehalten und nichts gesagt. Irgendwann, als ich mich etwas beruhigt hatte, sagte er dann: »Ist ja gut, komm, Große (ich bin 1,88 m), mach dir keine Sorgen. Es ist gutartig. Denk an Oma, die hat das auch geschafft.« Wir haben uns dann hingesetzt und ich habe ihm alles erzählt. Ich sagte: »Ich glaube, ich hole mir einen Termin in der Uniklinik, kommst du mit?« »Ja, klar komme ich mit.« Wir redeten noch darüber, wer der beste Ansprechpartner sei und hatten entschieden, dass ich mich nach einem Termin bei einem Neurologen in der Uniklinik kümmere.

Irgendwann bin ich gegangen und nach Hause gefahren. Ich habe dann meine Mutter angerufen. Die Tränen kamen mir wieder sofort und ich merkte, dass meine Mutter sehr schockiert war. Ich sagte ihr, dass ich am nächsten Tag einen MRT Termin haben würde und fragte sie, ob sie mitkäme. Natürlich kam sie mit.

Ich überlegte, wie und wann ich es meinem Sohn sagen wollte. Ich wollte auf jeden Fall offen mit der Nachricht umgehen, zumindest innerhalb meiner Familie und auch gegenüber meinen Freunden. Das Problem war, dass Lennart zu diesem Zeitpunkt irgendwie nie Zeit hatte, immer auf dem Sprung war. Kaum war er mal zu Hause, dann nur um etwas zu erledigen oder etwas zu holen. Er hatte den Kopf voll mit seiner Arbeit, mit seinem Studium und mit dem bevorstehenden Umzug. Er macht eine Ausbildung zum Automobilmechatroniker und studiert in einem dualen Studium das Studienfach Wirtschaft. Ich war und bin sehr stolz auf ihn und liebe ihn sehr. Aber nun tat ich mich so schwer, ihm diese Diagnose zu sagen. Ich wollte es nicht zwischen Tür und Angel tun. Also dachte ich, dass ich es ihm erst nach seinem Umzug sagen werde.

Ich weiß wirklich nicht mehr, wie ich geschlafen habe und was ich an dem Abend noch gedacht habe. Außer, dass es für mich einfach unglaublich war.

28.02.2013

Der MRT Termin war um 12 Uhr mittags. Ich bin gefahren. Ich habe meine Mutter abgeholt und dann ging es los. In die nächstgrößere Stadt. Praxis schnell gefunden, super Parkplatz. Was will man mehr. Warten musste ich auch nicht lange. Die Untersuchung in der Röhre dauerte, wie es üblich ist, so ungefähr 20 Minuten. Gut, dass ich keine Platzangst habe. Danach war das Gespräch mit dem Radiologen. Der bestätigte die Diagnose von Dr. Buti und zeigte mir das Meningeom auf dem Bildschirm seines PCs. Er sagte: »Die Stelle, an der sich das Meningeom befindet, ist eine sehr ungünstige Stelle. Es ist fast mitten im Kopf. Es ist, wenn überhaupt operabel, nicht ganz zu entfernen. Zu bedenken ist außerdem, dass es sehr nah am Sehnerv liegt und wie es aussieht schon Kontakt zu einer Aorta hat.«

Ich war völlig fertig. Ich sah meiner Mutter an, dass sie auch dachte: »Das, was der Arzt gerade gesagt hat, das ist ja wohl nicht wahr.«

Auf der Bewertungsskala bekam dieser Radiologe eine 1, höchstens. Wir waren entlassen. Ich bekam die CD mit den Aufnahmen mit und überlegte, wie modern heutzutage alles ist. Früher bekam man immer so große Umschläge mit den Röntgenaufnahmen mit. Komisch, welche Gedanken einem manchmal durch den Kopf schießen, die im Vergleich zu den eigentlichen Themen und Belangen völlig unwichtig erscheinen. Draußen fanden wir langsam unsere Worte wieder. Meine Mutter meinte: »Kann ich das nicht haben? Ich tausche mit dir.« Bedrückt antwortete ich: »Dann hättest du ja an zwei Stellen Meningeome.« »Das macht nichts, darauf kommt es auch nicht mehr an«, entgegnete sie. Ich war gerührt, fer-

tig, überfordert und auch sauer auf den Radiologen. Wir waren uns dann beide einig, dass der keine Ahnung hatte und außerdem sehr blöd und unfreundlich war. Das konnte auch der Kaffee, den wir im Wartezimmer hätten kriegen können, nicht ausgleichen. Eine Praxis, wo man gefragt wird, ob man Kaffee oder Cappuccino haben möchte. »Mit Milch und Zucker?« »Nein, danke. Wir möchten nicht.« Wo gibt's denn so was? Lieber einen guten, einfühlsamen Radiologen und dafür keinen Kaffee.

Im Auto redeten wir nicht viel. Ich brachte meine Mutter nach Hause und war im Nachhinein erstaunt, wie ich die Autofahrt geschafft hatte.

In diesem Zustand ging ich am Nachmittag sehr verzweifelt mit der CD zu Dr. Buti. Ich war sehr wortkarg. Mit wenigen Sätzen habe ich ihm von dem meiner Meinung nach sehr doofen und inkompetenten Radiologen erzählt. Er schaute sich die Aufnahmen der MRT Untersuchung an. Er sagte irgendwann: »Ja, da bestätigt sich mein Befund von gestern. Es ist ganz klar ein Meningeom am linken Keilbeinflügel. Lassen Sie sich nicht verrückt machen und in ein paar Monaten kommen Sie zur Kontrolle. Wir machen aber noch eine Untersuchung, um den Sehnerv zu testen. Ich sehe auch keine Veranlassung, es operieren zu lassen.« Ansonsten hat er nichts zu den Äußerungen des Radiologen gesagt. Meine Oma würde jetzt sarkastisch sagen: »Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.«

Gut, ich musste dann wieder warten, bis ich aufgerufen wurde, um diese Untersuchung machen zu lassen, bei der getestet wurde, ob der Sehnerv schon beschädigt war bzw. optimal funktionierte oder nicht. So hatte ich es jedenfalls verstanden.

Die Sprechstundenhilfe klebte mir einige Dioden an den Kopf und ich musste erst nur mit dem linken, dann nur mit dem rechten Auge starr und stur auf einen kleinen Monitor schauen. In der Mitte des Monitors war ein roter Punkt und der Monitor selber hatte ein Rautenmuster in schwarz/weiß.

Nach einer erneuten Wartezeit ging ich wieder in den Besprech-

nungsraum. Das Ergebnis war ohne Befund. Freuen konnte ich mich darüber nicht, ich hatte immer noch im Ohr und im Kopf, was der Radiologe gesagt hatte. Wir verabschiedeten uns und ich fuhr nach Hause. Es war mittlerweile wieder Abend geworden und es war ein anstrengender Tag für mich gewesen.

Als ich zu Hause war, rief ich meine Mutter an und erzählte ihr, was Dr. Buti gesagt hatte. Ich erzählte ihr auch, dass ich morgen in der Universitätsklinik anrufen würde, um mir einen Termin bei einem dort praktizierenden Neurologen geben zu lassen.

Meine Mutter meinte: »Dann musst du dir aber einen Termin bei einem Neurochirurgen geben lassen. Beim Neurologen warst du ja.« Ich wollte aber erst einen Termin bei einem Neurologen machen, da ich das ja am Vortag mit meinem Vater besprochen hatte. Meine Mutter ist sehr praktisch veranlagt und natürlich hatte sie Recht mit dem, was sie sagte. Den Termin beim Neurologen in der Uniklinik hätte ich mir im Nachhinein wirklich sparen können. Aber ich musste erst mal den Anfang finden, etwas in die Wege zu leiten, Termine machen, aktiv werden.

Nach dem Gespräch mit meiner Mutter rief ich meinen Vater an, weil auch er wissen wollte, wie es beim Radiologen war. Ich erzählte ihm alles und wir vereinbarten, dass ich ihn am nächsten Tag wieder anrufen würde, damit er sich den Termin bei dem Neurologen in der Uniklinik eintragen könnte. Zu dem Tipp meiner Mutter, sofort zu einem Neurochirurgen zu gehen, meinte er: »Ja, schon, aber ... ach, mach mal erst den Termin beim Neurologen.« »Gut, ich ruf dich morgen an und sag dir Bescheid«, antwortete ich. Wir beendeten das Gespräch. Ich kann mich nicht genau erinnern, ob ich an diesem Tag noch eine meiner Freundinnen angerufen hatte oder nicht. Aber ich glaube, ich habe Beate angerufen. Mir kamen sofort die Tränen beim Erzählen. Auch sie reagierte sehr bestürzt, aber ruhig und ich habe ihr dann alles erzählt, was ich in den letzten zwei Tagen erlebt hatte und was ich vorhatte.

In meiner Vorstellung gehörte ein Tumor im Kopf immer mit zu den schlimmsten Diagnosen, die man bekommen könnte. Ich be-

wunderte meine Mutter und bewundere sie heute immer noch, wie sie seit 3 Jahren mit dieser Diagnose lebt und habe damals auch meine Oma Ilse bewundert, als der Tumor, den sie hatte, operiert werden musste. Bei ihr musste sofort operiert werden, da sie plötzlich Lähmungserscheinungen im rechten Arm und der rechten Hand hatte. Sie war gerade ein paar Tage in einen Urlaub nach Bayern gefahren, als sie diese Ausfälle bekam. Dann ging alles ganz schnell und sie wurde in die Uniklinik eingewiesen. Genau die Klinik, wo ich mir nun einen Termin holen wollte. Ich dachte nämlich: »Bei Oma ist alles gut gegangen, die sind gut da, da gehst du auch hin.« Ich war mir einfach sicher. Dass sich in dreißig Jahren viel verändern kann, war für mich überhaupt kein Thema.

Ich sehe meine Oma noch einen Abend vor ihrer OP im Bett liegen. Sie hatten ihr alle Haare abrasiert, und ich war schon ziemlich erschrocken darüber, wie sie aussah. Sie war aber sehr ruhig und zuversichtlich. Hinterher erzählte sie mir, dass sie an dem Morgen der OP keine Beruhigungstablette bekommen hatte, wie es sonst üblich ist. Ein Arzt hatte an diesem Morgen entschieden, dass sie keine brauchte. Sie hatte sich durch ihren Glauben und durch Gebete selber beruhigt. Unglaublich. Bevor der Anästhesist die Narkose bei ihr eingeleitet hat, hatte sie zu dem Chirurgen gesagt: »Gott schütze Ihre Hand.«

Hat er auch, die Operation verlief ohne Komplikationen, sie hat nie wieder etwas im Kopf gehabt und sie ist erst vor zwei Jahren im hohen Alter von 92 Jahren verstorben.

01.03.2013

Es war Freitag und ich hatte an diesem Tag noch frei. Ich arbeitete in einem Jobcenter und hatte mir Urlaub genommen. Im Internet hatte ich auf der Homepage der Uniklinik eine Telefonnummer der Neurologie gefunden und dann dort angerufen. Man gab mir schon für den 07.03.13 einen Termin. Ich rief meinen Vater an und teilte